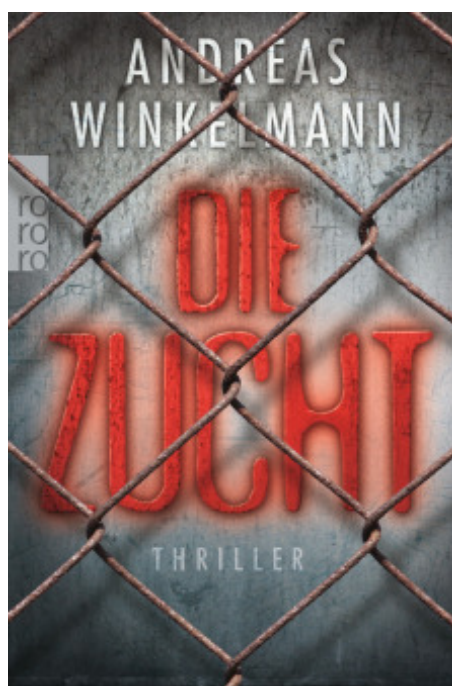


Leseprobe aus:

Andreas Winkelmann

Die Zucht



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Andreas Winkelmann

Die Zucht

Thriller

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Januar 2016
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung Hafen Werbeagentur, Hamburg
Umschlagabbildung Sakarin Sawasdinaka/shutterstock.com
Satz aus der Janson Text PostScript, InDesign
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 25854 1

Für Aylin, die Hunde liebt.

TEIL 1

Der Hund hob den massigen Schädel, reckte die Nase in die Luft und nahm die Witterung auf. Eben noch hatte er friedlich in der Sonne gedöst, jetzt war er hellwach. Helga Schwabe erstarrte mit dem schweren Korb auf der Hüfte auf halbem Weg zwischen Haus und Wäscheplatz. Ihr Blick ging hinüber zu dem undurchdringlichen Maisfeld.

Hatte sie aus der Richtung gerade einen Ruf vernommen? Eine leise, lockende Stimme?

Komm zu mir ... Komm zu mir ...

Böiger Ostwind strich über das scheinbar endlose Maisfeld. Er ließ die Blätter rascheln, trug ihr geisterhaftes Rausen zu ihr herüber und fuhr in die weißen Laken auf der Leine. Flatternd fingen sie den Wind, bauschten sich spielerisch mit ihm auf, um einen Moment später leblos zu erschlaffen.

Nein, es war nur der Mais, wie immer, beruhigte Helga sich.

Auf den großen Feldern östlich ihres Grundstückes reckten sich die Pflanzen jetzt, Ende September, mehr als manns-hoch auf und strotzten nur so vor Kraft. Fegte der Wind in dieses grüne Labyrinth, rieben die harten, scharfkantigen Blätter aneinander. Besonders nachts konnte das recht laut sein, und ein paarmal war Helga davon bereits aus dem Schlaf geschreckt. Sie mochte keine Maisfelder. Die Pflanzen sahen aus wie unheimliche, vielarmige Wesen, und zwischen ihnen herrschte diese eigentümliche, grünliche Dunkelheit. Außerdem erinnerte sich Helga noch gut an die Geschichte vom Bilgenschneider, von dem ihr ihre Großmutter flüsternd erzählt hatte. Mit seinem scharfen Sichelmesser wandelte er zwischen den Reihen, schnitt die Ähren vom Getreide und

stahl sie den Bauern. Ab und an holte sich der Bilgenschneider ein menschliches Opfer, schnitt ihm den Kopf ab und tränkte mit dessen Blut den Boden.

Trotz des warmen Spätsommerwetters fror Helga. Auf ihren nackten Oberarmen bildete sich eine Gänsehaut. Von plötzlicher Sorge gepackt, sah sie zu Oleg hinüber. Ihr sechsjähriger Sohn spielte in der Sandkiste, die sein Vater erst im Frühjahr aufgestellt und mit weißem Maurersand gefüllt hatte. Oleg konnte sich stundenlang darin beschäftigen. Wenn er mit seinen bunten Formen einen Sandkuchen nach dem anderen buk, vergaß er vollkommen die Zeit. Perfekt und absolut gleichförmig mussten sie sein. Er verwandte viel Zeit darauf, auch kleinste Unebenheiten zu entfernen.

Pedro, der zwei Jahre alte Berner Sennenrüde, hatte seinen schattigen Platz neben der Sandkiste verlassen und sich zu voller Größe aufgerichtet. Er war eine ruhige und absolut treue Seele. Wenn er sich entscheiden musste, auf wen er aufpassen sollte, dann entschied er sich immer für Oleg. Bei diesen Temperaturen bewegte Pedro sich so wenig wie möglich, und es brauchte schon einen guten Grund, dass er seinen Platz neben Oleg verließ. Jetzt aber trottete er bis an die Grundstücksgrenze, blieb vor dem hüfthohen Maschendrahtzaun stehen und hielt abermals witternd die Nase in den Wind.

Helga stellte den Wäschekorb ab und folgte ihm.

«Was ist, Großer? Hast du etwas gehört?»

Auf dem Feldweg war nichts zu sehen. Und der Mais stand so dicht, dass man nur zwei Reihen tief hineinschauen konnte. Pedro bellte nicht, das tat er so gut wie nie, aber er machte einen wachsamten, konzentrierten Eindruck. Wahrscheinlich hatte er die Witterung eines Hasen in der Nase. Davon gab es hier viele, und Pedro liebte es, sie aufzuscheuchen.

Helga Schwabe war froh, dass sie sich gegen ihren Mann durchgesetzt hatte. Nach dem schrecklichen Tod ihres ersten Hundes hatte Arthur keinen neuen gewollt. Aber da sie hier draußen sehr einsam lebten, Arthur den ganzen Tag auf der Arbeit war und Helga vor allem und jedem Angst hatte, hatte Arthur irgendwann nachgegeben und sich sogar selbst um einen neuen Hofhund gekümmert.

Pedro auf dem Hof zu haben beruhigte sie, auch jetzt. Helga widmete sich wieder ihrer Wäsche. Immer wieder ging dabei ihr Blick zur Sandkiste hinüber.

In seiner angespannten Konzentration wirkte Oleg älter, als er war. Sie wünschte sich, er könnte immer sechs Jahre alt bleiben, aber irgendwann würde die Zeit ihn ihr entreißen. Diese Vorstellung machte sie schon jetzt ein wenig traurig. Arthur und sie hätten eigentlich überhaupt keine Kinder bekommen sollen, zumindest nicht nach Einschätzung der Ärzte. Und neun Jahre lang hatte es auch so ausgesehen, als würden sie recht behalten. Dann aber, als es beinahe schon zu spät gewesen war, hatte Gott sich eingemischt, und Helga dankte dem Schöpfer jeden Abend auf Knien für dieses kleine Wunder aus Fleisch und Blut, das dort im Sandkasten spielte.

Zehn Minuten später hatte sie das letzte Kleidungsstück aufgehängt und machte sich mit dem leeren Korb auf den Rückweg zum Haus. Pedro lag an seinem angestammten Platz neben der Sandkiste und döste.

«Oleg, ich bin drinnen», rief sie ihrem Sohn zu.

«Okay», antwortete er, ohne aufzublicken.

Sie zog die Tür auf und betrat das kühle Haus. Im Wirtschaftsraum stellte sie den Wäschekorb vor die Waschmaschine und bemerkte den leeren Hundenapf unter dem alten Waschbecken.

Das war es also, dachte sie mit einem Blick zur Uhr. Pedro war hungrig. Deshalb war er so unruhig. Seine Zeit ist ja auch längst vorbei.

Das Fünfzig-Kilo-Kalb brauchte pro Tag drei Mahlzeiten, um über die Runden zu kommen. Die letzte bekam er stets schon am späten Nachmittag.

Helga bereitete das Fressen zu, eine Mischung aus Nass- und Trockenfutter, und als sie den Löffel auf dem Rand des Metallnapfes abklopfte, tauchte Pedros massiger Schädel vor der verglasten Tür auf.

«Na komm, Vielfraß, sonst fällst du uns noch vom Fleisch.»

Sie ließ ihn herein, schloss die Tür und ging hinüber in die Küche, um mit den Vorbereitungen für das Abendessen zu beginnen. Sie hatte gerade mal fünf Kartoffeln geschält, da stieß Pedro einen dumpfen Laut aus. Kein richtiges Bellen und auch kein Knurren, sondern irgendwas dazwischen. Es klang bedrohlich.

Helga warf einen Blick aus dem Küchenfenster. Es ging auf den Hof hinaus, und wenn sie sich vorbeugte, konnte sie ein Stück der Straße sehen. Da war niemand. Trotzdem begann Pedro böse zu knurren.

Das kannte sie nicht von ihm. Helga ließ Kartoffel und Schälmesser fallen und eilte hinüber in den Wirtschaftsraum.

Pedro stand vor der Milchglasscheibe der Tür. Seine Rute wedelte nicht, sondern war zwischen den Hinterläufen eingeklemmt. Er warf Helga einen schnellen Blick zu, bevor er erneut die Tür anknurrte.

«Was hast du denn?», fragte Helga und öffnete sie.

Pedro schoss bellend davon, lief über die gepflasterte Terrasse auf den Rasen und verschwand zwischen den Bettlaken.

Im selben Moment bauschte der Wind die Laken auf und gewährte Helga einen Blick auf den Sandkasten.

Er war leer.

Arthur Schwabe stieß die Autotür auf. Sofort drang wütendes, heiseres Hundegebell herein. Dazwischen schrie jemand immer wieder einen Namen.

Oleg.

Statt wie üblich das Haus durch die Vordertür zu betreten, lief Arthur Schwabe seitlich daran entlang. Pedro sprang aufgeregt am Zaun hin und her und kläffte in Richtung des Maisfeldes. Helga war nicht zu sehen. Arthur trat durch die Pforte im Zaun, schloss sie hinter sich, damit der Hund nicht weglaufen konnte, lief den abschüssigen Feldweg hinunter und entdeckte seine Frau auf halber Strecke zum Wald. Sie hatte ihm den Rücken zugewandt, beide Hände zu einem Trichter geformt an den Mund gelegt und rief nach Oleg.

«Helga», schrie Arthur.

Sie fuhr herum und rannte ihm entgegen. Ruderte dabei hysterisch mit den Armen. Arthur sah Tränen ihre roten Wangen hinabfließen. Die Haare standen ihr zu allen Seiten ab. Seine Frau wirkte auf ihn wie eine Verrückte.

«Arthur», schrie sie, «Gott sei Dank ... Oleg, ich finde ihn nicht.»

Arthur packte seine Frau bei den Schultern.

«Was ist passiert? Wo ist der Junge?»

Er sprach viel zu laut, viel zu aggressiv, aber die Panik seiner Frau war auf ihn übergesprungen und erfüllte ihn. War dies der Tag, vor dem er sich schon so lange fürchtete?

«Er war im Sandkasten ... ich habe nur Kartoffeln geschält ...»

Ihre Augen zuckten hin und her. Sie roch nach Schweiß,

ihr dünnes ärmelloses Sommerkleid klebte am dicken Körper unter der Küchenschürze.

«Seit wann ist er weg?»

«Ich weiß nicht ... eben ... vielleicht zehn Minuten ... oh, großer Gott, tu doch etwas ... mein Kind ... der Bilgen-schneider hat ihn geholt.»

«Beruhige dich», fuhr Arthur seine Frau an und schüttelte sie. Ihr Kopf wackelte wie bei einer Puppe hin und her. Nur mühsam widerstand er der Versuchung, sie zu schlagen. Er hasste es, dass sie immer noch an diese alten Märchen glaubte. War sie denn wirklich so dumm?

Er ließ sie los und sah sich um.

Was sollte er tun? Wo suchen? Wen alarmieren?

Pedro bellte wie verrückt, stand jetzt sogar mit den Vorderläufen auf dem Zaun und bog ihn mit seinem Gewicht weit hinunter. Wäre er nicht so schwerfällig, wäre er sicher längst hinübergesprungen.

Der Hund, schoss es Arthur durch den Kopf.

Er lief zur Pforte zurück und öffnete sie. Pedro kam herangeprescht. Arthur packte das breite Lederhalsband und hielt den Hund fest.

«Such», sagte Arthur. «Wo ist Oleg?»

Der massige schwarzbraune Hund drängte nach vorn und riss Arthur fast von den Füßen. Seine rechte Hand um das Halsband geklammert, stolperte er neben Pedro her. Ohne zu zögern lief der Hund den Feldweg in Richtung Wald hinunter. Je weiter sie sich von ihrem Grundstück entfernten, desto langsamer wurde er. Er schien eine Fährte aufzunehmen. Schließlich machte er einen Satz nach links auf das Maisfeld zu und wäre darin verschwunden, hätte Arthur ihn nicht mit einem kräftigen Ruck zurückgerissen.

«Nein. Sitz», schrie er.

Der Hund begann zu winseln.

Vor Arthur ragten dunkelgrüne Maispflanzen auf, die größer waren als er selbst. Bis in die zweite Reihe konnte er schauen, dahinter verschwamm alles zu einem grünen, wogenden Urwald.

Helga presste sich die zu Fäusten geballten Hände seitlich ans Gesicht. Sie weinte. Dieses Geflenne machte Arthur aggressiv.

«Ruf die Polizei», schrie er sie an.

«Aber ...»

«Sofort.»

Dann wandte er sich wieder dem Maisfeld zu.

«Such, Pedro!»

Der Hund sprang vor und riss Arthur mit sich ins grüne Dickicht. Die scharfkantigen Blätter schlugen ihm ins Gesicht. Der schwere lehmige Boden war voller Furchen. Aber er musste weiter. Er musste Oleg finden, das allein zählte. Der Kleine war ein folgsamer Junge, der nicht einfach das Grundstück verließ. Und er würde auch niemals mit einem Fremden mitgehen. Dass er verschwunden war, konnte nur einen Grund haben: Jemand hatte ihn sich geholt. Und dieser Jemand war mit Oleg durch das Maisfeld geflüchtet. Hoffentlich war noch nicht allzu viel Zeit vergangen, hoffentlich kam er noch rechtzeitig! Er würde jeden töten, der seinem Sohn etwas antat, wenn es sein musste, auch mit bloßen Händen.

Pedro zog nach rechts, Arthur folgte ihm.

Mitten im Maisfeld waren einige Pflanzen umgeknickt. Die so entstandene Fläche war nicht größer als ein Meter im Quadrat. Es sah so aus, als hätte hier ein Kampf stattgefunden. Vielleicht hatte Oleg sich gewehrt.

Pedro schnüffelte hier und da. Er schien die Fährte verloren zu haben.

Arthur ließ das Halsband los. Er wollte sich aufrichten, um seinen schmerzenden Rücken zu entlasten. Da stieß Pedro ein dumpfes Bellen aus und stürmte davon.

«Nein, hier, komm hierher», schrie Arthur, doch es war zu spät.

Alles, was er von seinem Hund noch sah, waren umgeknickte Maispflanzen. Stolpernd folgte er ihm und kam auf eine breite Schneise. Sie verlief in Nord-Süd-Richtung, zerschnitt das große Feld in zwei Teile. Offenbar diente sie den Traktoren dazu, die Pflanzen während der Wachstumsphase mit Pestiziden einzusprühen, ohne sie zu beschädigen.

Schwer atmend blieb Arthur stehen und blickte sich um.

«Pedro», rief er. «Oleg!»

Der Hund bellte. Das kam von unten, wo das Feld gegen den Waldrand stieß. Arthur stürmte los. In der Schneise konnte er schneller laufen. Nach hundert Metern endete das Maisfeld an dem unbefestigten Weg, der am Waldrand entlangführte. Pedro befand sich jetzt links von ihm. Von weitem sah es so aus, als kämpfe er gegen einen unsichtbaren Feind.

Arthur erkannte dunkle, glänzende Flecken im Gras und an den Maisstängeln.

Der schwere, metallene Geruch von Blut erfüllte die Luft.

Henry Conroy stand unter der mächtigen Kastanie, die Einfahrt und Vorgarten des alten Resthofes beschattete. Rund um den Stamm hatten die Wurzeln das graue Pflaster aufgeworfen. Es sah aus, als würde sich etwas Gewaltiges aus dem Erdreich emporarbeiten. Nur noch eine hauchdünne Schicht hielt es zurück. Aber nicht mehr lange, der Ausbruch stand kurz bevor.

Henry legte den Kopf in den Nacken und sah in die Krone hinauf. Vereinzelt drang Sonnenlicht durch das dichte Laub. Die Blätter waren allesamt braun gefleckt, der Baum wirkte krank. Das alte, backsteinerne Haus wirkte krank. Alles hier wirkte krank, trotz der ländlichen Idylle und des guten Wetters. Hinter der pockennarbigen Fassade bürgerlichen Alltags lauerte dasselbe Virus, das den Rest der Welt befallen hatte.

Was vor kurzem hier geschehen war, bestätigte Henry Conroy nur in seiner Überzeugung, in einer kranken, nicht therapierbaren Welt zu leben. Was er tun konnte, war, hie und da ein Pflaster aufzukleben, mehr nicht. Aber sofort brachen an anderer Stelle neue Wunden auf. Ein Hoch auf die Arschlöcher dieser Welt, die seinen Arbeitsplatz sicherten.

Henry sah zu der schmalen Teerstraße hinüber, die aus der kleinen Ortschaft Hohberg hierherführte und neben dem Haus der Schwabes in einen Feldweg überging. In der Mitte des Feldweges stand eine hohe Grasnarbe. Die Fahrspuren rechts und links davon waren tief, der trockene Sand darin weich und von breiten Traktorreifen zermahlen. Der letzte Regen lag länger als eine Woche zurück. Die Sonne hatte den Boden ausgetrocknet, auf Reifenspuren brauchten sie also nicht zu hoffen.

Die Spurentechniker arbeiteten in zwei Gruppen. Eine kroch auf Knien durch den Garten der Schwabes, die andere suchte unten am Waldrand. Dort, so hatte ihm sein Kollege Jens Jagoda telefonisch berichtet, hatte der Vater Blutspuren gefunden, eventuell sogar Gewebestücke. Und natürlich war er drauf herumgetrampelt, bevor er die Polizei informiert hatte. Auch Henry würde dieser Anblick nicht erspart bleiben, aber vorher wollte er einen Blick auf das Grundstück werfen. Sollten die Jungs von der Spurensicherung die Leiche des Jungen im Wald finden, würde er es früh genug erfahren, seine Anwesenheit dort unten spielte keine entscheidende Rolle. Wichtiger war die Fahndung, die er sofort eingeleitet hatte. Jeder Polizist in diesem Bundesland – und auch im angrenzenden – musste darüber informiert werden, dass ein sechsjähriger Junge vermisste wurde. Sie würden jeden Pkw anhalten, in dem eine einzelne männliche Person saß. Vielleicht hatten sie Glück und fanden jemanden, an dessen Händen oder der Kleidung Blut klebte. Laien meinten immer, der Abschaum der Gesellschaft sei besonders intelligent, aber das stimmte nicht. Die meisten Straftäter waren saublöd.

Den Blutspuren nach zu urteilen, konnten sie dem Jungen nicht mehr helfen. Aber die Jagd nach dem Täter, die konnten sie noch gewinnen. Leider hatten die Schwabes eine halbe Stunde verstreichen lassen, ehe sie die Polizei gerufen hatten. Verständlich, jeder suchte erst einmal selbst nach seinem Kind. Für die Fahndung war es allerdings schlecht. In einer halben Stunde konnte man weit kommen. In etwas mehr als der doppelten Zeit ließ sich problemlos die Grenze nach Tschechien erreichen.

Henrys Magen grummelte und kniff. Er hatte wenig gegessen, aber daran lag es nicht allein. Es war dieser Fall. Er

wollte ihn nicht, und sein Körper sträubte sich dagegen. Da er aber bereits seit drei Tagen nichts weiter getan hatte, als die Ablage zu bearbeiten, hatte der stellvertretende Polizeichef Nikolaus Sackstedt ihn eingeteilt. Natürlich. Henry dachte darüber nach, sich morgen krankzumelden und Jens Jagoda den Kram aufzubürden. Nur um Sackstedt eins auszuwischen.

Morgen. Vielleicht. Aber jetzt musste er ran. Und er durfte keine Fehler machen.

Henry folgte dem Feldweg bis zur Rückseite des Hauses und blieb vor einer Pforte im Maschendrahtzaun stehen. Ein Techniker in weißem Spezialanzug war damit beschäftigt, von dem metallenen Gestänge der Pforte Spuren zu extrahieren.

«Ist er hier durch?», fragte Henry ihn.

Der Mann nickte, ohne seine Arbeit zu unterbrechen.

«Wahrscheinlich. Das Tor stand offen, und die Mutter sagt, es hätte nicht offen stehen dürfen, schon allein wegen des Hundes nicht. Aber sie haben alle dran herumgegrabbelt. Die Mutter, der Vater ...»

Henry besah sich den Garten. Von der Pforte bis zum Sandkasten, wo der kleine Oleg zuletzt gesehen worden war, waren es etwa fünf Meter. Das Maisfeld drängte sich bis auf drei Meter an das Grundstück heran. Aus der Sicht eines Entführers waren das geradezu ideale Bedingungen. Natürlich musste man dazu erst einmal wissen, dass hier ein Junge lebte. Der Hof lag einsam am Ende der Teerstraße. Selbst das Navigationssystem hatte Henry nicht wie gewohnt bis vor die Haustür geführt, sondern schon an der einzigen Kreuzung im Ort kapituliert – und von dort aus waren es noch einmal zweihundert Meter die Straße hinunter. Durchgangsverkehr gab es nicht. Hier fuhren nur Landwirte, Förster

und Jäger, und die stammten vermutlich alle aus Hohberg oder der näheren Umgebung.

Henry zog das Diktiergerät aus seiner Hosentasche. Es war klein und verschwand fast in seiner Handfläche. Zugegebenermaßen hatte er große Handflächen. Pranken, wie Serena immer gesagt hatte.

«Täter kann das Haus der Schwabes nicht zufällig gefunden haben», sprach er ins Mikrofon. «Familienbeziehungen prüfen. Landwirte und Jäger aus Hohberg überprüfen.»

Er wandte sich an den Spurentechniker.

«Hat sich schon jemand im Maisfeld umgesehen?», fragte er.

«Nicht dass ich wüsste.»

«Der Täter wird den kürzesten Weg zwischen Pforte und Maisfeld gewählt haben. Außerdem wird er das Grundstück von dort aus beobachtet haben. Maispflanzen haben scharfe Blätter. Eventuell hat er Faserspuren oder sogar genetische Spuren hinterlassen. Kümmern Sie sich bitte darum.»

«Wird gemacht», sagte der Techniker und ließ Henry das Tor passieren.

Vor dem rechteckigen Sandkasten aus billigem Nadelholz blieb Henry stehen und betrachtete die Figuren darin. In nahezu exakten Abständen waren Dutzende vierblättrige Kleeblätter aufgereiht.

Sollen die nicht Glück bringen?, dachte er.

Dass dem nicht so war, davon zeugte der große Fußabdruck, der einige der Kleeblattsandkuchen zerstört hatte. Er war mit einem roten Fähnchen markiert und von einem Stützrand aus Kunststoff umgeben. Daneben lag ein Maßstab. Ein weiterer Spurentechniker hockte im Gras und bereitete eine Gipsmischung zu, mit der er den Eindruck ausgießen würde.

«Warum ist der Sand so feucht?», fragte Henry.

Der Techniker drehte sich zu ihm um, und Henry erkannte, dass in dem weißen Anzug eine junge Frau steckte.

«Der Vater sprüht ihn jeden Abend mit dem Wasserschlauch ein, damit er sich formen lässt», antwortete sie. «Wir können von Glück reden ... das ist eine der besten Eindruckspuren, die ich je gesehen habe.»

«Glück ist für Menschen ohne Talent und Verstand», sagte Henry. «Zählen Sie sich dazu?»

«Zumindest zähle ich mich nicht zu den Menschen ohne Humor», erwiderte sie und schenkte ihm ein Lächeln.

Henrys Miene blieb unbewegt. Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte er Schlagfertigkeit respektiert. Heute nervte sie ihn nur noch. Die Leute sollten ihre Arbeit vernünftig machen, dann musste er auch nicht den Kotzbrocken spielen.

Serena war äußerst schlagfertig gewesen, und wenn sie gut drauf und hellwach gewesen war, hatte er von ihr sogar noch etwas lernen können. Er hatte ihre kleinen verbalen Spielchen geliebt, die für Außenstehende wie Streit gewirkt haben mochten. Sie auch. Es war schon komisch, dass er ausgerechnet jetzt an sie denken musste. Andererseits auch wieder nicht. Er dachte meistens in den abwegigsten Momenten an sie.

Die Spurentechnikerin hatte aber recht. Der Schuhabdruck konnte von großer Bedeutung sein. Vor Gericht zählten nur die Fakten, und dies hier war einer. Sie würden den Täter durch diesen Abdruck nicht finden, aber sie könnten später die Schuhe eines Tatverdächtigen damit vergleichen. Jeder Mensch nutzte die Sohlen seiner Schuhe auf eine ganz bestimmte Art und Weise ab.

«Welche Größe?», fragte er.

«Sechsendvierzig.»

«Irgendeine Besonderheit?»

Die Frau nickte, ließ von ihrem Gipsbrei ab, beugte sich über die Sandkiste und deutete auf den vorderen Bereich des Abdrucks, an dessen Ränder sich die Reste der sandigen Kleeblätter schmiegt.

«Sehen Sie hier ... ein tiefer Riss. Die Sohle ist wohl ziemlich alt.»

Henry erkannte, was sie meinte.

«Alt bedeutet, der Täter könnte diese Schuhe mit der Absicht angezogen haben, sie später zu entsorgen.»

Die Frau schüttelte den Kopf und strich eine Haarsträhne unter die weiße Haube zurück.

«Glaube ich nicht. Vielleicht trägt er diese Schuhe einfach gern. Sie wissen doch, wie ungern sich Menschen von eingelaufenen Schuhen trennen.»

Wieder hatte sie recht. Menschen waren Gewohnheitstiere und als solche berechenbar. Selbst die, die sich für unberechenbar hielten. Aber Glück und Glaube hatten in der Ermittlungsarbeit nichts zu suchen, und Henry ärgerte sich über das Gebrauchsvokabular der jungen Frau.

Er ließ sie ihre Arbeit machen und entfernte sich von dem Sandkasten. Dabei sprach er abermals in sein Diktiergerät.

«Altkleidercontainer an den möglichen Fluchtrouten kontrollieren. Schuhe. Größe 46.»

Schließlich blieb er vor der Wäscheleine stehen. Daran hingen drei weiße, bereits getrocknete Bettlaken, die im Abendwind sanft hin und her schwangen. Henry konnte sich kaum einen friedlicheren, normaleren Anblick vorstellen.

Ihm fielen dunkle Schatten auf den Laken auf. Handabdrücke.

«Von wem stammen die?», fragte er die Spurentechnikerin.

Die hatte damit begonnen, den flüssigen Gips vorsichtig löffelweise in den Plastikrahmen zu füllen. Sie sah nur kurz zu ihm auf.

«Von der Mutter.»

Henry nickte und betrachtete den Wäscheplatz. So, wie die Leinen zwischen dem Sandkasten und dem Haus hingen, wurde die daran aufgehängte Wäsche zu einem Sichtschutz. Sowohl von der Pforte als auch von der rückwärtigen Seite der Grundstücksgrenze aus konnte man sich dem Sandkasten nähern, ohne aus dem Haus gesehen zu werden.

Die Mutter hängt nie wieder draußen Wäsche auf, dachte er.

Er schob die Laken auseinander und warf einen Blick auf die nächste Leine. Daran hingen zwei Unterhosen, die von der Größe her nur dem Jungen gehören konnten. Es waren altmodische weiße Feinripphosen mit Eingriff. Zwischen den beiden klaffte eine Lücke.

Henry hob das Diktiergerät an.

« Klären, wie viele Unterhosen auf der Leine waren. Fehlt eine? »

Kaum hatte er es weggesteckt, klingelte sein Handy.

Gruber war dran.

«Komm bitte zu uns, Henry. Das ist ... unglaublich widerlich.»